

EthnoScripts

ZEITSCHRIFT FÜR AKTUELLE
ETHNOLOGISCHE STUDIEN

The Fall of Kabul in 2021: Background, Effects, Resonance
Der Fall Kabuls 2021: Hintergründe, Effekte, Resonanzen

Jahrgang 24 Heft 1 | 2022

Parin Dossa

Fotografiegestütztes Bezeugen und Nachdenken über Gewalt:
„Wir essen kein Obst, weil unser Garten verbrannt wurde“

Ethnoscripts 2022 24 (1): 143-163

eISSN 2199-7942

Abstract

Zwei Wochen vor dem vollständigen Rückzug der US-amerikanischen und NATO-Truppen am 30. August 2021 nahmen die Taliban Kabul ein. Viele Medien lieferten Bilder von Chaos und Unbeständigkeit, vor allem vom Flughafen in Kabul. Begründet wurden diese Zustände damit, dass die von den USA ausgebildeten afghanischen Soldaten daran gescheitert seien, ihr Volk zu beschützen, und außerdem mit einer zu schwachen Regierung.

Kaum erwähnt wurde dagegen, wie Frauen familiäre und gemeinschaftliche Netzwerke im Alltag funktionsfähig erhielten – ein Thema, an dem ich bereits 2008 und 2009 in Afghanistan geforscht hatte. Um die Überlebensstrategien afghanischer Frauen zu würdigen, konzentriere ich mich in diesem Beitrag auf fotografiegestütztes Dokumentieren und Bezeugen: Eine Herangehensweise, die anerkennt, dass die Vergangenheit in der Gegenwart lebendig bleibt und kollektiv durch Fotografien erinnert wird. Fotografien sprechen eine ganz eigene Sprache, die dazu auffordert, sich alternative Seinsumstände vorzustellen. Wenn man Fotos wie jene, die Afghanistans jüngere Geschichte dokumentieren, schichtweise deutet, wird zuvor verborgene oder verschleierte Gewalt sichtbar. Dann nehmen Fotos die Betrachtenden in die Pflicht zur kritischen Reflexion.

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040 42838 4182
E-Mail: lfE@uni-hamburg.de
<http://www.ethnologie.uni-hamburg.de>

eISSN: 2199-7942



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Licence 4.0 International: Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

Fotografiegestütztes Bezeugen und Nachdenken über Gewalt:

„Wir essen kein Obst, weil unser Garten verbrannt wurde“

Parin Dossa

Einführung

Es erfüllte mich mit Schmerz, die Taliban Afghanistan einmal mehr erobern zu sehen, zwei Wochen bevor die US- und NATO-Truppen sich am 30. August 2021 komplett zurückzogen. Die nahezu gesamte mediale Aufmerksamkeit galt den chaotischen Szenen am Kabuler Flughafen und beschwor als Grund für die Instabilität die Fehler des afghanischen Militärs, das daran gescheitert sei, sein Volk zu beschützen. Kaum je wurde der Blick auf afghanische Frauen gelenkt und darauf, wie sie auch in dieser Krise den Alltag bewältigten, um ihre Familien und ihr Umfeld durchzubringen.

In den Jahren 2008 und 2009 verbrachte ich jeweils die Herbstzeit für ethnologische Feldforschungen in Kabul, Afghanistan. Damals war eine im Globalen Norden dominante Lesart der Situation in Afghanistan, dass eine von US-amerikanischen Soldaten angeführte Invasion die Menschen in Afghanistan vor der Brutalität von Taliban und Al-Qaida, die für die Terrorakte von 9/11 verantwortlich gemacht wurden, beschützen werde. Der Kalte Krieg (1979-1989), den die ehemalige Sowjetunion und die Vereinigten Staaten auch auf afghanischem Gebiet ausgetragen hatten, fand in diesem Zusammenhang kaum Erwähnung. Die Welt hatte sich entschieden zu vergessen, welche langwierigen Ketten bewaffneter Konflikte „das afghanische Volk zerstört und die Menschen verwundet“ haben, wie meine Gesprächspartnerin Afreen es ausdrückte. Meine Forschungen damals machten es sich zur Aufgabe, jene anderen Geschichten der Konflikte zu erkunden, an die sich die Frauen Afghanistans erinnern (Dossa 2014).

Der Rückzug der amerikanischen beziehungsweise alliierten Truppen am 30. August 2021 verbindet sich mit einem weiteren alternativen Narrativ, das wiederum von Frauen erinnert wird: eines, das in der breiten Öffentlichkeit noch seiner Entdeckung harret. Es handelt sich um die Geschichte einer zwanzigjährigen militärischen Besatzung, die ihr Land nur noch mehr zerstört hat. Die Frauen stellen heute fest, dass die fremden Truppen es nicht geschafft haben, die versprochene Infrastruktur für eine funktionierende Verwaltung, Gesundheitsversorgung und Bildung, ja nicht einmal die Bedingungen für schlichte existenzsichernde Selbstversorgung wiederherzustellen. Stattdessen müssen die Frauen und ihre Familien fortdauernde Konflikte und Gewalt erdulden. Rima bekräftigt dies – ruhig, bestimmt, bewusst und wohlüberlegt für mehr Frauen als nur sich selbst sprechend – wie folgt:

Mein Schicksal steht auch für das anderer Frauen. Jede erzählt die gleiche Geschichte: Der Krieg hat alle geschädigt, unsere Nachbarn haben Familienmitglieder und enge Verwandte an die fort dauernden Kriege und Konflikte in Afghanistan verloren.

Frauen verkörpern und verinnerlichen transgenerationalen Wissen zur Versorgung ihrer Familien, sie sind deshalb bestmöglich darauf vorbereitet, ein Leben aus dem Nichts wiederaufzubauen. Sie übernahmen es denn auch immer wieder, katastrophale Situationen in Griff zu bekommen (Das 2007; Dossa 2014). Beverly bezeichnete die kollektive Erinnerungs- und Aufbauarbeit, die in solchen Lagen geleistet wird, als „testimonio“ (1992). Testimonio zeichnet sich aus durch eine gewisse Dringlichkeit, über ein Thema zu sprechen, und durch die Notwendigkeit, „eine problematische soziale Situation, in der die Erzählenden leben, [zu schildern]. Die Situation der Erzählenden ist dabei stets repräsentativ für eine soziale Klasse oder Gruppe“ (95; siehe auch Dossa 2014, 13-14). Diese testimonio-Praxis ist wesentlich für ein aktives Erinnern, in dem Vergangenheit und Gegenwart verbunden werden – beispielsweise, wenn Rima feststellt: „Wir essen keine Früchte, weil unser Garten abgebrannt ist.“ Solche Selbstzeugnisse erfordern einerseits Reflexivität; andererseits wird durch fortwährende Erinnerungsarbeit verhindert, dass Gewalt – etwa durch politische Amnesien – normalisiert wird.

Wenn man sich damit beschäftigt, wie Menschen bezeugen und einordnen, was ihnen zugestoßen ist, ist der Ansatz des dokumentierenden Fotografierens besonders gewinnbringend. Dieses Vorgehen fordert die Betrachtenden auf, konzentriert beim Abgebildeten zu bleiben, anstatt abzuschweifen. Fotografien gehen außerdem über Textlich-Sprachliches hinaus und erfassen Szenen, die ansonsten sozial unsichtbar blieben. Sie eröffnen eine existenzielle Perspektive darauf, was uns zu Menschen macht, und stellen dadurch auch Verbindungen zu Ideen von einer gerechteren Welt her. Fotografien aus kriegsgeschüttelten Ländern erfassen dabei nie nur eine einzelne, abgesteckte Szene, sondern referieren auch auf weitgreifendere Erfahrungen. Bilder sprechen verschiedene Sinne an – das Sehen natürlich, aber auch etwa die Erinnerung an Gehörtes und Gefühltes – und fordern auf zu einem ethischen Miteinander, das zugleich verschiedene Maßstäbe von Verletzlichkeit anerkennt. Fotos lösen zudem vielstimmige Reaktionen aus und öffnen Räume für gemeinsame, offene Wissenskonstruktionen. In fotografischen Zeugnissen steht die Zeit nicht still. Sie regen stattdessen auch im Heute zur Interpretation ihrer visuellen Sprache an und haben das Potenzial, Solidaritäten über sozio-kulturelle und politisierte Grenzen hinweg zu fördern.

Wie setzt man fotografiebasiertes Dokumentieren nun in einer Forschungssituation konkret um? In einem vom Krieg zerrissenen Land wie Afghanistan kann es natürlich nie exakt vorbestimmte Forschungsparameter geben. Als ich die Häuser der Frauen, mit denen ich arbeitete, aufsuchte, übereigneten sie mir ihre durch langwierige Gewalt verursachten Leidens-

geschichten, weil sie unbedingt wollten, dass die Welt von ihren Schicksalen erfährt. Ihnen war wohl bewusst, dass sie weitenteils sozial unsichtbar blieben. Fatima etwa stellte fest: „Selbst NGOs (ausländische Nichtregierungsorganisationen) begreifen nicht, wie wir unsere Familien ernähren und welche Arbeit wir in unseren winzigen Häusern und außerhalb verrichten, um ein wenig Geld zu verdienen.“ Ich bin all meinen Forschungspartnerinnen sehr dankbar dafür, dass sie mir mitteilten, dass Fotos eine einzigartige Methode sind, um die Realität ihres Lebens zu verdeutlichen. Der Schmerz dieser Frauen konnte nicht immer durch Worte ausgedrückt werden. In unseren Gesprächen teilten die Frauen dann Fotos aus der Vergangenheit und sagten: „Sieh, wie unser Leben geworden ist“.

Auch forschungspraktische Gründe sprachen für den Ansatz: Alltägliche Schwierigkeiten und Krisen unterbrachen nämlich die Erzählungen der Frauen immer wieder. An manchen Tagen konnte eine Teilnehmerin ihre Berichte nicht beenden, weil sie sich zu sehr sorgte, da ihre Kinder nicht zur erwarteten Zeit nach Hause gekommen waren. Ein anderes Mal hatte jemand gehört, dass es in der Nähe eine Bombenexplosion gegeben hatte, und sagte mir, ich solle sofort gehen, falls es weitere Anschläge geben sollte. Fotos ermöglichten es uns nach solchen Unterbrechungen, wieder an die Erzählungen anzuknüpfen; ohne die Bilder als Ankerpunkt hätten in solchen Situationen die Geschichten einfach mittendrin aufgehört. Diese stets flüchtige und fragile Art des Begegnens, wie sie in einem vom Krieg erschütterten Land Realität ist, überzeugte mich aus forschersicher Perspektive, dass ein methodischer Einbezug von Fotografien die Dokumentation von Lebenserfahrungen ergänzen und aufwerten würde.

Mir ist bewusst, dass ich mich als Ethnologin, die zu einem kriegsgeschüttelten Land arbeitet, in einer privilegierten Position befinde. Wie ich die Geschichten meiner Gesprächspartner:innen angemessen präsentieren könnte, ohne sie mir unberechtigt anzueignen, beschäftigte und beschäftigt mich stark. Als muslimische Geflüchtete aus Uganda fiel es mir in einigen Aspekten leicht, mich den Forschungspartnerinnen anzunähern, etwa was bestimmte islamische Bräuche, Begrüßungen und Normen angeht. Andererseits lebe ich heute in Kanada und komme nicht umhin, mich darum auch in gewisser Weise als Komplizin der Zerstörung, die in Afghanistan geschah und geschieht, zu betrachten. Mein bescheidener Beitrag kann hier nur sein, als „Aktivistin“ zu wirken, indem ich die Geschichten in die Welt trage, die meine afghanischen Gesprächspartnerinnen mir mitgeben mochten. Ihr Mut und ihre Art der Fürsorge lehrte mich Lebenslektionen, die ich nie vergessen werde und die ich, hoffentlich, zumindest ein wenig auch den Lesenden dieses Artikels zugänglich machen kann.

Ich beginne im Folgenden mit einem kurzen historischen Abriss, der hilft, die Geschichten der Frauen besser zu verstehen, die im Hauptteil des Artikels zu Wort kommen werden. Darin spreche ich eine Tendenz der anglo-

phonen Medienberichterstattung zur Übernahme Afghanistans durch die Taliban bis zur Besetzung von Kabul am 15. August 2021 an – und die Frage, warum praktisch die ganze Welt so überrascht war, dass die Taliban erneut die Macht übernehmen konnte, nachdem ja 2001 USA- und NATO-Streitkräfte einmarschiert waren, um genau diese Gruppe zu stürzen. Während viele Medien sich mit der Frage beschäftigten, ob die zwanzigjährige Besetzung überhaupt etwas gebracht habe, hatten die afghanischen Frauen bereits eine Antwort, die allerdings nicht bis in die Öffentlichkeit durchdrang – denn die Frauen wurden nicht gehört. Nach Spivakian (1988) können Frauen in Verhältnissen, in denen sie nachgeordnet oder gar unterdrückt werden, nur dann offen und wahrnehmbar sprechen, wenn sie Ausdrucksformen meiden, die kolonialen Methoden und Diskursen unterliegen. Meine afghanischen Forschungspartnerinnen waren sich durchaus ihrer unterlegenen sozialen Position und der Nicht-Anerkennung ihrer Arbeit bewusst: Deshalb wichen sie auf alternative Formen aus, ihre Ansichten zu vermitteln, wie etwa Gedächtnisarbeits, Geschichtenerzählen, Körpersprache, Kunst, und das nachdrückliche Bezeugen des von ihnen Erlebten. Etwa Ayesha, die das Bezeugen schwerer Zeiten als Wandteppich¹ im Entstehen begreift, und Hamida – zwei Frauen, die ich im Hauptteil des Textes näher vorstellen werde – beziehen sich in den Geschichten, die sie von Konflikt und Leid erzählen, insbesondere auf zwei Zeiträume: Das Leben unter US-Besatzung einerseits, und das Leben heute unter den Taliban andererseits. Ich werde auf beide Phasen genauer eingehen, indem ich mich besonders auf die (vielen Frauen wichtigen) Themen Essen und Landschaften der Zerstörung konzentriere.

Ironie der Geschichte

Die Welt schaute weitgehend ungläubig zu, als die Taliban am 15. August 2021 ihre Stellung in Afghanistan mit der Eroberung Kabuls festigen konnten, fünfzehn Tage vor dem vollständigen Rückzug der US-amerikanischen Truppen aus dem Land. Es erscheint wie eine Ironie der Geschichte, dass Soldaten der USA und der NATO – im Rahmen eines sogenannten „Kriegs gegen den Terror“² – zuvor am 7. Oktober 2001 Afghanistan besetzt und ausgerechnet das Regime der Taliban gestürzt hatten. Das Bonner Abkommen

-
- 1 In Afghanistan ein nicht unübliches Einrichtungsstück aus traditionellem Webhandwerk.
 - 2 Kritiker betrachten den „Krieg gegen den Terror“ als Teil der US-amerikanischen geopolitischen Agenda, die „die Kontrolle der globalen Ölreserven, die Erhöhung der Verteidigungsausgaben, die Ausweitung der internationalen Militärpräsenz der US-amerikanischen Streitkräfte und die Abwehr der strategischen Herausforderungen durch regionale Mächte“ (Jackson 2020) einschließt. – Alle Zitate, die aus akademischen Werken oder internationalen Verträgen stammen, wurden für diesen Text aus dem Englischen ins Deutsche übertragen.

von 2001 erklärte damals die Absicht, Afghanistan im Umgang mit Terroristen zu helfen, „den tragischen Konflikt in Afghanistan zu beenden und nationale Aussöhnung, dauerhaften Frieden, Stabilität und Respekt für Menschenrechte im Land zu befördern“ (United Nations 2001). All dies erfüllte sich jedoch nicht.

Die Absicht hinter der US-Besatzung war, die Sicherheit Amerikas und seiner Alliierten vor weiteren Angriffen zu gewährleisten. Der Not der Afghan:innen wurde dabei kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Tausende starben als sogenannter „Kollateralschaden“ durch die Waffen amerikanischer Soldaten ebenso wie bei brutalen Angriffen der Taliban. Die meisten internationalen Medien konzentrierten sich in ihrer Berichterstattung 2021 auf das Chaos und die Unsicherheit, die der Truppenrückzug auslöste; sie übersahen dabei aber häufig, dass eines der erklärten Ziele der Alliierten, nämlich das afghanische Volk und insbesondere afghanische Frauen im Verlauf der zwanzigjährigen Besatzung zu „befreien“, nicht erreicht worden war. Die amerikanischen Truppen konzentrierten sich stattdessen in erster Linie darauf, eine afghanische Militäreinheit – „militarized peacekeepers“, also die „bewaffnete Friedenstruppe“ – zu trainieren und aufzubauen (Dossa 2014: 26). Unter dem Strich konnten die US-amerikanischen Streitkräfte keine auch nur ansatzweise zukunftsfähige Infrastruktur schaffen.

Aktuell gibt es kein Land mit Ausnahme von Pakistan, das das Regime der Taliban anerkennt. Die USA haben damit reagiert, „rund 9,5 Milliarden US-Dollar Vermögen der afghanischen Zentralbank [einzufrieren] und alle Bargeldflüsse zu stoppen“ (Moshin 2021). Während Afghanistan sich in einer humanitären Krise befindet, übernehmen weder die USA noch ihre Alliierten Verantwortung für ihr Handeln in Afghanistan, das eben auch einer der Gründe dafür ist, dass die Menschen dort nun Hunger und Unsicherheit erleiden.

Fotografisches Dokumentieren: Ein Wandteppich, im Entstehen begriffen

Dies ist Ayesha. Als ältere Frau aus Bamiyan erlebte sie praktisch ständig Gewalt: Sowjet- und US-Interventionen (1979-1989), den Bürgerkrieg (1992-1996)³ und die US-amerikanische Besatzung (2001-2021). Sie stellt fest, dass sie im Laufe der Jahre „keinen Frieden in meinem Land erlebt“ hat. Wenn man sie bittet, die Geschichte ihres Lebens unter fortwährender Gewalt zu erzählen, antwortet sie: „Sieh doch, die Furchen in meinem Gesicht. Jede Falte ist Teil des Wandteppichs, den die Frauen in Afghanistan weben, damit die Welt sich daran erinnert, was wir durchmachen. Setz dich mit den Frauen zusammen und höre ihre Geschichten an. Jede wird erzählen, wie Gewalt

3 Der Bürgerkrieg und der nachfolgende Machtzuwachs der Taliban waren auch Folgen der Tatsache, dass Afghanistan in Anschluss an den Rückzug ausländischer Truppen im Jahr 1989 praktisch ein riesiges Waffenlager war.

unsere Leben beeinflusst hat. Dieser Wandteppich wird nicht vollendet sein, bis Afghanistan vom eigenen Volk wieder aufgebaut worden ist, nicht von Fremden.“ Ich habe ihren Rat angenommen, und meinen Forschungsfokus fortan auf die Dokumentation von Lebensgeschichten und die Themen Erinnerungsarbeit und Nahrung gerichtet (Dossa 2014).



Bild 1: Ayesha (Foto: Parin Dossa)

Vor dem Rückzug der US-amerikanischen Truppen am 30. August 2021 setzte ich mich mit meiner langjährigen Forschungsassistentin, Farah, in Verbindung: Wir wollten wieder Kontakt zu den Frauen aufnehmen, mit denen wir bereits im Herbst 2008 und 2009 zusammengearbeitet hatten, sowie mit anderen Frauen, die sich gemeldet hatten, um ihre Geschichten zu erzählen und selbst ausgewählte Fotos zu zeigen. Ort der Forschung war Rehmani – dort leben sowohl wirtschaftlich bessergestellte als auch sehr arme Familien (der Name des Ortes wurde aus Vertraulichkeitsgründen geändert). Alle Forschungsteilnehmerinnen sind Mütter von drei bis sechs Kindern. Neben der Versorgung ihrer Familien arbeiten sie als Näherinnen oder Stickerinnen in Heimarbeit. In ihren Gärten halten sie Hühner, um Eier zu verkaufen, oder Kälber, um Milch verkaufen zu können, und pflanzen Gemüse zum Tausch mit Nachbarn an, um ihren Familien abwechslungsreichere Mahlzeiten zu servieren.

Im Kreis oder Halbkreis sitzend, fühlten sich die Frauen aus Rehmani bei diesen Gesprächsrunden frei, zu kommen und zu gehen, wie es ihre Zeit

erlaubte. Das führte zu einem spontaneren Austausch im Vergleich zu Treffen, bei denen es verpflichtend gewesen wäre, bleiben zu müssen. Jede Teilnehmerin trug zu dem entstehenden Wandteppich aus Geschichten bei, sei es durch Textur, Farbe oder Schattierungen. Er ist etwa aus Beobachtungen wie den folgenden geknüpft:

Wir teilen Geschichten. Es können traurige oder freudige Geschichten sein, wir teilen gern das, was wir haben. Manchmal erzählen wir von unseren Problemen, und vielleicht können sie durch den guten Rat einer anderen Frau gelöst werden. Auf diese Weise bleiben wir miteinander in Verbindung und sind einen Moment glücklich. (Malia)

Natürlich, wenn die Frauen zusammensitzen, erzählen sie sich Geschichten und reden viel miteinander. Wie ich schon erwähnt habe, wasche ich ihre Kleidung. Wenn ich das mache, rede ich mit den Frauen, die bei mir sitzen, und wir tauschen Geschichten aus. Das können verschiedene Geschichten über unsere Familien sein, über die Situation in Afghanistan, über Schulstunden oder über die Vorbereitungen für eine besondere Gelegenheit, wie [das Fest] Eid. (Farhnaz)

Hamida ist eine kräftige Frau in den Vierzigern. Als sie ihre Geschichte zwei Nachbarinnen und Farah erzählt, stellt sie dabei fest:

Mit den Taliban zurück an der Macht hat sich mein Leben verändert. Ich kann nicht mehr in der Schule arbeiten. Mir bleiben nur noch mein alter, kranker Mann, mein jüngerer Sohn und meine Tochter. Mein ältester Sohn ist weggegangen. Er hat es in dem schäbigen Haus, das wir von dem Schuldirektor zur Verfügung gestellt bekommen haben, nicht mehr ausgehalten. Ich weiß nicht, wo er ist oder ob er lebt. Ich bete zu Allah, dem Allmächtigen, dass er ihn beschützt.

Mit offensichtlichem Bedürfnis, sich mitzuteilen, fährt sie fort: „Wir haben mit Gewalt gelebt, seit ich denken kann. Mit den Taliban an der Macht werden wir wohl auch keine besseren Tage sehen. Nicht, solange ich lebe.“ Hamida spricht von „wir“: Das ist typisch für dokumentierendes Bezeugen, bei dem eine Person die Erlebnisse von anderen zusammenfasst, während sie dem Wandteppich der Lebenserinnerungen gleichzeitig eine individuelle Schattierung einfärbt. Hamida knüpft anschließend an ihre eigene Lebensgeschichte an und erzählt, wie ihre Familie früher wegen der häufigen Bombardierungen gezwungen war, „unser geliebtes Land“ zu verlassen: „Wir sind in den Iran gegangen, wo wir acht Jahre lang auf der Straße gearbeitet und die Häuser der Iraner geputzt haben.“ Als sie nach Afghanistan zurückkehr-

ten, auch hier spricht sie wieder von „unserem geliebten Land“, stellten sie fest, dass ihr Haus zerstört worden war: „Wir waren obdachlos.“ Der Direktor einer nahegelegenen Schule sah die Lage des Ehepaars und nutzte die Situation für sich: Hamidas Ehemann wurde als Hausmeister eingestellt, Hamida selbst als Putzfrau, was zu ihrem Ärger auch beinhaltet, dass sie zudem etwa das Haus des Direktors putzen muss. Die Bezahlung ist gering und die Unterkunft, die ihnen zur Verfügung gestellt wurde, eine schäbige Hütte – feucht und dunkel, ohne Küche und Toilette. Dennoch bringt Hamida damit ihre Familie durch. Ihr Alltagsablauf ist ein Zeugnis ihrer täglichen Anstrengungen: „Während des amerikanischen Kriegs [so bezeichnet sie die jüngste Besatzung] bin ich immer um fünf Uhr morgens aufgestanden. Dann habe ich mich mit ein wenig Wasser gewaschen und gebetet.“ Danach wischt sie den Boden, das bereitet den Weg für den Beginn eines neuen Tages, und sie macht Frühstück. Sie erzählt aber: „Es ist kein richtiges Frühstück, weil wir uns nur Tee und *naan* [das lokale Brot] leisten können.“ Schon bei meinem Besuch 2009 habe ich in den Morgenstunden des 24. September zudem beobachtet, wie sie alle Matratzen zusammen mit den Laken und Decken zusammenfaltete und ordentlich in einer Ecke stapelte; eine Matratze ließ sie als Sitzgelegenheit für Besucher liegen. All das zeigte, wie sehr sie bemüht war, aus einem dunklen Raum ein Heim zu machen.

Vor dem Abzug der US-amerikanischen Truppen hatte die Familie immerhin Reis, Gemüse und Bohnen zum Essen. Inzwischen gibt es das nicht mehr: „Manchmal haben wir nicht einmal Milch für den Tee,“ sagt sie, „und zum Essen gibt es nur noch Kartoffeln und Zucchini, wie bei vielen unserer Nachbarn. Und wenn wir gar nichts zu essen haben, ist auf dem *desterkhan* [ein besticktes Tuch, das zum Essen auf den Boden gelegt wird] nur *naan*.“ Normalerweise werden bei einem Familienessen oder für Gäste vier bis fünf Gerichte auf das *desterkhan* gestellt (s. Bild 2): Wenn nur *naan* auf dem *desterkhan* liegt, weist das auf die umfassende Armut hin, die afghanische Familien derzeit ertragen müssen.

Hamida und ihre Nachbarinnen machen die Taliban dafür verantwortlich, dass es ihnen immer schlechter geht; sie erleben die Rückkehr der Taliban im Wesentlichen als eine Variante der vorherigen Besatzung. Als das Taliban-Regime am 15. August 2021 an die Macht kommt, hört Hamida auf zu arbeiten: „Ich hatte Angst, zur Schule [zur Arbeit] zu gehen. Wenn mir etwas passieren würde, wer würde sich um meine Familie kümmern?“ Die jetzigen Verhältnisse sind auch darum so bitter, wie sie sind, weil zuvor die ausländischen Kräfte im Land nicht oder nur halbherzig versuchten, in Afghanistan für nachhaltigen Frieden zu sorgen. Nach zehn Jahren Kaltem Krieg und der späteren, zwanzigjährigen militärischen Besatzung tragen auch die ausländischen Interventionen eine Mitschuld an der Zerstörung des Landes, wie wir sie heute sehen. Dass die US-amerikanischen Streitkräfte sich vor allem um die Ausbildung der afghanischen Soldaten kümmerten, verschärfte die

Situation: Bewaffnete Friedenshüter können kein zerstörtes Land aufbauen. Zu dem Zeitpunkt, als die US- und NATO-Truppen das Land verließen, gab es nur eine minimale und stückwerkhaftige Infrastruktur – auch, weil die NGOs nach den Worten einer Forschungspartnerin „ihr eigenes Ding zu ihrem eigenen Nutzen machten, nicht für uns“ (Rima).



Bild 2: Chai-Trinken mit der Autorin und ihrer Tochter, serviert auf dem *desterkhan* am 2. Oktober 2008 (Foto: Parin Dossa). Die Autorin (3. von rechts) spielt mit einem Kind der Gastgeberfamilie, ihre Tochter (4. von links) hält zwei andere Kinder.

Die Lebensumstände, unter denen sie nun wohnen, machen es Hamidas Familie nicht leicht. Darauf, was passiert, wenn sie krank werden, sagt sie: „Bei leichteren Erkrankungen, wie Kopfschmerzen, Erkältung oder Grippe kaufen wir Medikamente, wenn wir Geld haben. Wenn nicht, machen wir einfach nichts und warten, bis der Schmerz von allein verschwindet.“ Sie fasst ihre Situation mit folgenden Worten zusammen: „Der Tag kommt, die Nacht endet, doch für mich ist immer Nacht.“ Hamida hat allerdings auch unter den Taliban nicht aufgegeben: Sie putzt Häuser in ihrer Nachbarschaft und übernimmt für einen minimalen Lohn „kleine Jobs“, wie das Straßenfegen. Auf diese Weise sichert sie nicht nur ihre eigene Existenz, sondern auch die ihrer Familie. Sie holt zwei Schulbücher aus der Ecke, in der sie diese ordentlich aufbewahrt, und sagt: „Wenn sich die Situation verbessert, werden meine Kinder zur Schule gehen. Unsere Leben [meiner Generation] sind vorbei, aber ihre fangen gerade erst an.“ Ihr unerschütterlicher Glaube an Gott und der Entschluss, immer weiterzumachen, gäben ihr Hoffnung:

Wir wissen, dass alles in den Händen Gottes liegt, und zugleich müssen wir es [immer weiter] versuchen, hart arbeiten und unseren Kindern eine Ausbildung ermöglichen, damit sie ein gutes Leben [zindagi khob] und eine sonnige Zukunft [ayenda dorokhshan] haben können.

Hamida stellt hier auch ihre Mutterrolle in den Vordergrund. Sie bezeugt die Auswirkungen von struktureller Gewalt auf ihre Kinder, Erfahrungen, die sie mit vielen ihrer Nachbarinnen teilt. Die Gewalt, die wesentlich auf ihr Leben und das ihrer Familie rückwirkt, gibt ihrer Geschichte zudem eine politische Dimension. Was sie erzählt, schildert sie aus tiefstem Herzen, eindringlich und tiefgründig. Hamida verkörpert afghanische Geschichte leibhaftig; diese Geschichte offenbart sich in dem Schmerz, den sie jeden Tag seit dem Weggehen ihres ältesten Sohnes und aufgrund ihrer eigenen Anstrengungen, ihre Familie zu ernähren, erduldet.

Menschliches Leiden, das in diesem Ausmaß durch Krieg und Gewalt verursacht wurde, erfordert eine soziale Antwort, die die Schmerzen der Menschen lindern kann. Aber diese bleibt aus. Überlebende von Gewalt fühlen sich isoliert und allein; es wird erwartet, dass sie sich unter den brutalen Umständen zusammenreißen und weitermachen. Aber jene, die Zeugnis ablegen, wollen gehört werden. (Dossa 2014: 56)

Wenn wir uns mit der fortwährenden Krise befassen, die Afghanistan schüttelt, müssen wir uns auch daran erinnern, dass wiederholte Eingriffe von Supermächten ein vielfach verwundetes Land hinterließen. Die Wunden, die Krieg und Gewalt seit Langem in Afghanistan schlagen, werden in großem Maße von Frauen ertragen und gelindert, die dafür sorgen, dass ihre Familien und die gegenseitige Fürsorge innerhalb ihrer Beziehungsnetzwerke irgendwie erhalten bleiben.⁴ Letzteres ist wiederum entscheidend für die Ausgestaltung von Beziehungen allgemein, und dafür, wie etwa *zakat* (die Pflichtabgabe) gespendet wird: falls nicht materiell, dann in Form von moralischer und sozialer Unterstützung. Ein entscheidender struktureller Faktor für die Stabilität oder Instabilität ganzer Regionen in Afghanistan ist das Ausmaß der Zerstörung jener Gemeinden und Orte, in denen sich Frauen am stärksten engagieren.

Indem sie anhand von Fotografien Zeugnis ablegen, machen afghanische Frauen ihre Leben zugänglich. Da sie sich mitteilen, haben sie das Recht, Anerkennung und Wertschätzung für ihr Leiden und ihre Verluste erfahren

⁴ Es wäre genauer zu beforschen, ob die Lage der Frauen in anderen kriegsgeschädigten Ländern wie Jemen, Syrien und Irak ähnlich ist. In Afghanistan besteht das größte Problem in der Verfügbarkeit materieller Ressourcen und etwa auch in der moralischen Verpflichtung, *zakat* (obligatorische Spenden) zu geben.

– ebenso wie für ihre Bemühungen, funktionierende Alltagswelten wieder aufzubauen, wie prekär diese letztlich auch aussehen mögen. Ihre Zeugnisse sind keine Monologe; die Geschichten, die da erzählt werden, bedürfen einer Zuhörerschaft. Etwa Hua weist darauf hin, dass marginalisierte Menschen, die Gewalt ausgesetzt waren, „häufig bemüht sind, im Zentrum des nationalen [und internationalen] Gedächtnisses zu verweilen, wohingegen die dominante Gruppe meist gern vergessen möchte.“ (2005: 201) Nach Huas Einschätzung kann ein oppositionelles Erinnern marginalisierter Personen in solchen Situationen Raum dafür schaffen, dass eigene Erlebnisse trotz allem Teil einer erinnerten Geschichte bleiben: Und zwar, indem diese Personen „die individuelle Erinnerung in ein kollektives Gedächtnis übertragen, das persönliche Trauer in eine Forderung nach sozialer Verantwortung, Veränderung und Beteiligung verwandelt“ (ebenda). Das Leid, was die Frauen Afghanistans bezeugen, wird umgekehrt niemals abgeschlossen sein, solange ihre Leiden nicht in irgendeiner Form von der Öffentlichkeit anerkannt werden.

Das Feuer im Herd wird nicht erlöschen

„Lebensmittel verorten uns. Alle Gespräche über Orte führen uns heimwärts, und zuhause zieht es uns zwangsläufig zum Herd – das Zentrum jeden Haushalts“ (Ray 2004: 131). Ich finde es wichtig, die Verknüpfung von dokumentarischer Fotografie und dem Thema Essen mit dem Begriff *Herd* als Ausgangspunkt zu beginnen; dieser greift die wiederholte Aussage verschiedener meiner Gesprächspartnerinnen auf, „die Feuer im Herd am Brennen zu halten.“ Das bedeutet: Unabhängig von Nahrungsmittelknappheiten kochen die Frauen weiter; und alles, was sie zubereiten, hat auch kulturelle und symbolische Dimensionen. Wenngleich ein Herd meist häuslich und privat ist, ist er außerdem ein Ort von Wärme und Gastlichkeit. Hier wird Essen gekocht und den Familienmitgliedern und Besuchenden serviert, beispielsweise in rituellen Kontexten (Dossa 2014: 94). Meine Forschungspartnerinnen haben bereits während der US-amerikanischen und NATO-Besatzung mit minimalen Zutaten gekocht: Sie verwendeten saisonale und günstige Gemüsesorten [*sabji*], weichen Reis und Linsen [*sohelleh*] sowie Bohnen; dazu gab es *naan*. Abhängig von den in den Familien überlieferten Kenntnissen variieren die Frauen die Mahlzeiten, die sie zubereiten.

Als ich eines Tages etwa Khadijas Haus betrete, kocht sie gerade Klebreis (der ist günstig im Vergleich zum hochwertigeren Basmatireis); sie will ihn mit Linsen servieren. Als ich Khadija frage, ob sie das Gericht jeden Tag auf die gleiche Weise zubereite, antwortet sie: „Nein, ich koche es immer anders. Ansonsten würde meine Familie das Gefühl haben, keine anständigen Mahlzeiten zu bekommen.“ Khadija verändert das Rezept darum stets so stark wie möglich: An einem Tag gibt es einfach Reis mit Bohnen, an einem anderen gibt es *palao*, ein Gericht, das traditionell aus Reis und Fleisch be-

steht. „Fleisch kann ich mir aber nicht leisten; das ist zu teuer. Also verwende ich Erbsen und Karotten [statt Fleisch]. Wieder an anderen Tagen gebe ich nur Kräuter und Zwiebeln dazu. Das ergibt ein anderes Aroma.“ Sie erwähnt, dass sie zu den seltenen Gelegenheiten, wenn sie Gäste zum Essen hat – zum Beispiel ihre Schwiegereltern vom Land – Auberginen [*banjan*] zubereitet. Sie erinnert sich an Zeiten, als ihre Mutter Auberginengerichte als Ersatz für Fleisch serviert hat. „Meine Mutter hat dazu gelacht und gesagt: Hier kommt ein einbeiniges Huhn!“ Sie fährt fort: „Früher war das Leben hart, heute ist es brutal. Unser Ringen ums Essen hört nicht auf“.

Stattdessen ist der Kampf ums Essen sogar schlimmer geworden. Unter dem derzeitigen Taliban-Regime gibt es in den Familien häufig nur noch *naan* und Tee zum Essen. Gulalai beschreibt das so: „Eins muss ich sagen: Wenn wir Afghanen nichts zu essen haben, liegt auf dem *desterkhan* wenigstens *naan*. Es gibt verschiedene Sorten *naan*. Mir schmeckt *Uzbeki* [eine bestimmte Brotsorte] am besten, aber eigentlich mag ich sie alle.“



Bild 3: „Wenn es nichts zu essen gibt, servieren wir Afghanen wenigstens *naan* auf unserem *desterkhan*“ (Foto: Farah Habib)

Die Frauen erzählten von ihren Anstrengungen, überhaupt Lebensmittel zu beschaffen. Die sind so knapp, dass sie nicht in der Lage sind, die Mahlzeiten so zu variieren wie zur Zeit der ausländischen Besatzung. Das liegt daran, dass es damals noch Wege gab, mehr Essen zu beschaffen: Frauen konnten gegen Bezahlung festangestellt arbeiten. Unter dem Taliban-Regime dürfen sie das nicht mehr. Diese Situation fällt zusammen mit dem Kollaps der ohnehin fragilen Infrastruktur und dem Einfrieren der Bankguthaben durch die USA. Bestraft werden damit weniger die Taliban, sondern vielmehr die ganz normalen Familien. Im Folgenden möchte ich Einblicke geben in einige Essenserzählungen aus der Zeit unmittelbar nach dem Rückzug der US-Truppen, die zeigen, wie es afghanischen Familien diesbezüglich gerade konkret ergeht.

Was wir essen

Ich mache Brei aus geriebenem Weizen oder Kartoffeln und – oder – etwas Gemüse. Meine Kinder wünschen sich ständig gutes Essen, wie Fleisch, Reis und Bohnen. Aber ich sage ihnen, dass sie warten müssen, bis ich eine gute Arbeit gefunden habe, damit ich ihnen ihre ganzen Lieblingsessen zubereiten und ihre Bedürfnisse [stillen] kann. (Shabnam)

Ich mache Suppe mit zwei Eiern und etwas Gemüse, das gerade da ist oder shola [weicher und stärkehaltiger Reis]. (Zara)

Bei uns gibt es normalerweise Kartoffeln, geriebenen Weizen oder etwas Gemüse auf unserem desterkhan. Zum Frühstück haben wir aber jeden Tag das gleiche: Brot und Tee.

Die günstigsten [qemmat] Gemüsesorten, die sich alle armen Familien leisten können, sind Kartoffeln, Zucchini und grüne Bohnen, auch Rundkornreis. Damit machen wir shola [ein Reisgericht]. Normalerweise bereiten wir diese Gerichte zu, weil sie weniger kosten. (Amina)

Meistens servieren wir Kartoffeln und Reis, weil sie nicht so teuer sind. (Sadaf)

Ich koche etwas geriebenen Weizen für meine Kinder, nur mit Wasser, Salz und ein wenig Öl, einfach um den Magen zu füllen. Manchmal gibt es auch Zucchini mit Tomaten und Zwiebeln. (Leila)

Die Frauen haben also wenige Möglichkeiten, abwechslungsreich zu kochen. Bemerkenswert sind allerdings ihre gleichzeitigen Bemühungen um Fürsorge und Mitgefühl. Pareesa beschreibt dies so: „Auch wenn wir nicht viel haben, helfen wir einander. Das ist der afghanische Weg [betont]“. Insbesondere

wenn sich Gewaltauswirkungen bis in jeden Winkel des eigenen Lebens bemerkbar machen, wird in solchen Gesten und Aussagen deutlich, dass Essen und das Teilen von Essen weit mehr ist als ein materielles Teilhabenlassen: Im Essen greifen materielle, soziale, kulturelle und spirituelle Dimensionen ineinander. Bei Krieg und existenzieller Unsicherheit treten die vielfältigen Bedeutungen von Essen während des alltäglichen Überlebenskampfes stärker in den Vordergrund. Ein wichtiger Aspekt, den die Teilnehmerinnen betonen, ist dabei das gegenseitige Aushelfen, oder eben der „afghanische Weg“, wie Pareesa es ausdrückt. Wer Rehmani besucht, wird etwa Szenen wie die folgende beobachten:

Shenaz hat einst ein Kalb gekauft – mit Geld, das sie sich vom Ladenbesitzer des Viertels geliehen hat. Indem sie Milch verkauft, verdient sie jeden Tag etwas Geld. Manchmal gibt sie die Milch einfach so an eine Familie, die an diesem Tag noch gar nichts zu essen hatte. Sie sagt dazu: „Jemandem ein wenig zu helfen macht zufriedener, als etwas mehr zu verdienen.“

Zu Hochzeiten ist es außerdem üblich, dass Nachbarn und Ladenbesitzer die feiernde Familie unterstützen – entweder materiell oder auch, indem sie beim Aufbau eines Zeltes helfen oder Besteck ausleihen: „So können wir mit Familie, Freunden und Nachbarn ein wichtiges Ereignis feiern“ (Selma). Bei diesem speziellen Anlass ist *Paraki-naan* die Spezialität, wie Farzana erklärt: „*Paraki-naan* gehört zu einer Hochzeit oder großen Feier, es ist sehr flach, weich, lecker und rund, und kann auf das Essen obenaufgelegt werden.“

Gegenseitige Tauschgeschäfte sind an der Tagesordnung. Rahima etwa hält Hühner, um Eier zu verkaufen: „Ich habe kein gutes Futter für sie. Meine Nachbarin bringt mir darum Futter aus einem Haus mit, in dem sie putzt. Für das Futter bekommt sie von mir Eier.“ Beheshta sagt: „Wir in Afghanistan sind sehr sozial. Selbst wenn wir arm sind, versuchen wir uns gegenseitig zu helfen, wenn wir sehen, dass jemand etwas braucht. Wenn ich zu einer Hochzeit eingeladen bin, frage ich meine Nachbarinnen, ob sie mir ein Kleid leihen können. Natürlich leihen sie mir eins. Sie sind nicht reich oder haben teure Kleider, aber sie helfen mir mit allem, was sie haben. Und das mache ich genauso. Sie geben mir das dann nicht, damit ich es behalte, sondern eben nur für den Moment.“

Deeba ergänzt: „Wenn wir nichts zum Geben oder Tauschen haben, nehmen wir uns Zeit füreinander und erzählen uns Geschichten. Das können traurige oder fröhliche Geschichten sein, uns gefällt es, sie zu teilen.“ Sowohl Verluste als auch Durchhaltevermögen kommen in diesen Erzählungen vor. Gegenseitige Unterstützung und auch immaterielle Fürsorge fördern die Solidarität gerade unter Menschen und Gruppen, die mehrfache Umsiedlungen und Enteignungen erlebt haben, wie die Menschen in Afghanistan: Zarowsky (2004) hat zum Beispiel beobachtet, dass die gegenseitige Vernetzung in Krisenzeiten zur Bildung von moralischen Netzen führt, die zu intensiver Fürsorge und Mitgefühl verpflichten. Das stärkt wiederum nachbarschaftli-

che Bindungen, die oft die Grundlage für den Wieder- und Neuaufbau von Gemeinschaften und sogar ganzer Nationen sind. Wenn diese Kooperativität etabliert ist, wird eine Zukunft vorstellbar, die nicht nur dunkel ist, sondern in der auch Hoffnung schimmert.

Essen als etwas, das über die materiellen Seiten des Lebens hinausweist, spiegelt Gewalterfahrungen und Reaktionen auf Gewalterfahrungen. Was die Frauen zum Thema Essen erzählten, enthüllt auch, wie sie täglich Fürsorge, gegenseitiger Hilfe und Mitgefühl leben. Diese wiederum sind Teil von Überlebensstrategien, und bilden die Grundlage für einen Wiederaufbau, der im Kleinen beginnt. Eine engagierte Ethnologie bedeutet in diesen Kontexten meiner Meinung nach auch, dass wir als Forschende es nicht zulassen, dass Kriegsversehrtheiten übersehen werden; denn sonst werden auch Wiederaufbauversuche im Kleinen übersehen, und vielleicht sogar ganz vergessen. Damit das nicht passiert, hat Ayesha mir vorgeschlagen, dass ich die Leben und Taten der Frauen wie einen Wandteppich betrachte: Jeder hineingewobene Faden hat eine Bedeutung und ist wichtig für das Gesamtbild.

Zerstörte Landschaften

Unter den vielen Geschichten, die meine Forschungsassistentin und ich gesammelt haben, gab es keine, die nicht die Zerstörung von Landschaften, Straßen, Geschäften und Häusern beinhaltete, ganz zu schweigen von Tod und Verstümmelungen von Familienmitgliedern. In solchen Situationen wird, wie Finnegan (2015) anmerkte, Fotografie sehr wichtig; sie bildet das ab, was nicht in Worte gefasst werden kann. Außerdem fordert sie die Betrachtenden zur kritischen Reflexion darüber auf, was sich verändert hat – sei es vor allem für einen selbst oder auch für alle anderen. Die folgenden Aussagen afghanischer Frauen eröffnen eine Perspektive darauf, was Fotografien von Zerstörung bedeuten können und wie sie betrachtet werden können:

Während der letzten Kriege und Konflikte haben die meisten unserer Nachbarn Verluste [zarrar] erlebt; einige haben Familienmitglieder verloren, einige ihre Häuser oder anderes Eigentum. Das Gebiet, in dem wir leben, ist zerstört [kharaba]. Das sind die Auswirkungen des Krieges auf diese Gemeinde. Die Straße wurde während des Bürgerkriegs [Anfang der Neunziger] zerstört, aber nie wiederaufgebaut. Deshalb gibt es im Winter immer große Probleme; man kommt hier kaum hin und kaum weg und kann nichts transportieren. Es gibt keine Bushaltestelle in der Nähe, wir müssen sehr lange laufen, um zur Haltestelle [istgah] zu kommen. Es gibt in diesem Gebiet viele Probleme, aber wir versuchen damit klarzukommen. (Munira)

Manchmal reden die Frauen über die Probleme und Schwierigkeiten, die sie haben und während der Kriege und Auseinandersetzungen hatten. Ich sehe, dass sie alle Verletzungen und Verluste durch den Krieg in unserem Land erlebt haben. Hier gibt es ein paar Häuser, die sehr unheimlich aussehen und die von Massen an Bomben und Feuern zerstört wurden. Durch den Krieg gibt es in diesem Land keinen sicheren Ort mehr, alle drei bis vier Kilometer stehen zerstörte und zusammengefallene Häuser, alles Kriegsschäden, verursacht durch Kämpfe untereinander oder Kämpfe mit Ausländern. (Sayiddah)

Die meisten afghanischen Familien sind arm und schutzlos. Alle haben im Krieg und in den Auseinandersetzungen in unserem Land etwas verloren. Es gibt sehr viele zerstörte und zerfallene Häuser, das sind die Zeichen des Krieges im Land. (Rabia)

Die obenstehenden Beobachtungen verlangen geradezu nach einer ethisch sorgsam und aufrichtigen Beschäftigung mit den Auswirkungen von Kriegsgewalt. Dies ist ein Grund, warum ich in diesem Artikel Geschichten und Fotos vorstelle – in der Hoffnung, dass die Leser:innen sie in solidarischer Verbundenheit mit afghanischen Frauen und anderen Opfern von Kriegsgewalt betrachten.

Fotografische Zeugnisse

Die kritische Deutung von Fotos geschieht auf mehreren Ebenen. Auf der einen Ebene schauen wir an, was auf dem Bild vor uns abgebildet ist; auf einer zweiten Ebene ergänzen wir den Zusammenhang – sowohl strukturelle als auch persönliche Kontexte; auf einer dritten Ebene müssen wir über diese Rahmen hinausblicken und überlegen, wie das, was wir sehen, die Leben von Menschen beeinflusst. Kriegsfotografie bringt Themen wie Gerechtigkeit und Verantwortung auf und fordert zu einem aktiven und mitfühlenden Verstehen dessen, was wir gezeigt bekommen, auf. Dadurch ermöglichen Auseinandersetzungen mit Fotografien, wie etwa mit den folgenden beiden Bildern, etwas sichtbar zu machen, das sonst wohl übersehen würde.



Bild 4: Provisorische Küche, Juli 2021 (Foto: Farah Habib)

Auf den ersten Blick springen Töpfe und Pfannen ins Auge. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf ihre zufällige Anordnung. Diese deutet auf den Platzmangel in den notdürftigen Häusern hin, was die Frauen hier oft erwähnen. Die Gegenstände sind abgenutzt – nach der Rettung aus zerstörten Wohnungen oder durch mehrfaches Umziehen. Die zwei Wasserbehälter deuten darauf hin, dass Wasser von einer Pumpe oder einem Brunnen geholt werden muss. Spuren der Zerstörung sind deutlich auf der linken und rechten Seite des Fotos sichtbar. Die Frauen benutzen solche Töpfe und Pfannen, um eine Mahlzeit aus einfachen Zutaten zuzubereiten, wie Zucchini, Kartoffeln und stärkehaltigem Reis. Leere und zusammengepferrchte Töpfe sind hier ein Ausdruck des Leidens und der Entbehrungen, die Krieg mit sich bringt.



Bild 5: Zerstörung und Verwüstung, Juli 2021 (Foto: Farah Habib)

Zwei Wörter beschreiben das obige Foto: Zerstörung und Verwüstung. Es gibt keinen Ort und keine Straße, die von zufälligen Bombardierungen verschont blieben. Von Häusern und umliegenden Gärten und der umgebenden Landschaft sind nur Trümmer übriggeblieben. Die Menschen, die hier gelebt haben, wurden vertrieben. Ein genauer Blick auf den Baum zeigt, dass er verkrümmt ist; sogar die Natur wurde in Mitleidenschaft gezogen. Zwar stammt das Foto aus dem Juli 2021, doch weist es auf eine lang vorausgehende Geschichte der Zerstörung hin.

Durch eine solche bewusste Begegnung zwischen uns, den Betrachtenden und dem Foto dringen die durch Gewalt verursachten Schäden in unser Bewusstsein. Ich schließe mich Azoulay (2013) dahingehend an, dass solch

ein Foto eine Aufforderung zur ethischen Beschäftigung mit ihm ist und damit zugleich ein regelrechtes Ereignis darstellt, das sich von einer bloßen Abbildungswahrnehmung absetzt. Diese Ereignishaftigkeit zeigt sich etwa darin, dass wir uns eine Vorstellung davon machen, dass in diesen zerstörten Landschaften einmal Menschen gelebt haben. Was für eine Art von Leben führten sie? Wie oft mussten sie auf der Suche nach einem Heim umziehen? Wie gestalten Frauen, die dort leben, ihren Alltag immer wieder von Neuem, was wissen wir darüber etwa durch die Einblicke, die weiter oben im Text angesprochen wurden? Bezeugende Fotografie erlaubt, durch solche Überlegungen all das gegenwärtig zu machen, worauf wir ansonsten nicht aufmerksam geworden wären. Fotografien sind also nicht etwa nur Zeugnisse von Kriegsgewalt, sondern rufen auch Emotionen hervor, die uns erlauben, bei ihrer Betrachtung in dem Kontext, den sie zeigen, in gewisser Weise präsent zu sein; und das kann wiederum zum Handeln motivieren.

Fazit

Es ist wichtig, verschiedene Supermächte mit der humanitären Krise der afghanischen Bevölkerung in Verbindung zu bringen, denn die gegenwärtige Situation ist nicht erst nach dem Rückzug der US-amerikanischen Truppen 2021 entstanden. Eine fortdauernde Krise begleitet Afghaninnen und Afghanen seit vier Jahrzehnten militärischer Besatzungen und Konflikt-handlungen, von denen jede neue Welle mit vergangenen Kriegsgeschehen verknüpft und verwoben war. Während die Welt diesen breiteren Hintergrund oft genug nicht anzuerkennen scheint, erinnern sich die afghanischen Frauen. Bezeugende Fotografien verdeutlichen auf vielfältige Weise, wie Kriegsgewalt in die inneren Winkel des alltäglichen Lebens vordringt – an jedem Tag. Fotografische Zeugnisse fangen fragile Momente ein; sie können eine gemeinsame Sprache der Verbindung und Solidarität sowie gegenseitige Fürsorge und Mitgefühl befördern. Die von Fotos angeregten, oben beschriebenen Beispiele einzelner Lebensgeschichten (jede ein Faden eines Wandteppichs im Entstehen), der Austausch über das Essen und über zurückbleibende Landschaften der Zerstörung enthüllen vielfältige Narben andauernder Gewalt. Während die oben vorgestellten Frauen mit Leiden und Schmerzen leben und sich an sie erinnern, sind sie gleichzeitig damit beschäftigt, ihr Land in kleinen, aber bedeutenden Schritten wiederaufzubauen. Stephen fängt diese Stimmung ein:

Die Erfahrungen des Erzählens, Zuhörens und Deutens anderer Erzählungen sind der Schlüssel dafür, wie sich politische Perspektiven entwickeln; nicht nur bei Individuen, sondern auch in Bezug darauf, wie diese sich verbinden, um die Welt aus einer teilweise gemeinsamen Perspektive zu analysieren (und sich dabei bestehender Unterschiede aber trotzdem bewusst zu blei-

ben), und wie Menschen, die sich austauschen, die öffentlichen politischen Diskurse und Wahrnehmungen verändern können. (Stephen 2015: 57)

Afghanische Frauen laden uns ein, uns auch an die umfassende Geschichte militärischer Besatzungen zu erinnern, wenn wir an Afghanistans jetzige Lage denken, an die Zerstörungen, die daraus entsprangen, und nicht zuletzt daran, wie Afghanistans Frauen sich darum bemühen, ihr Land wiederaufzubauen – stete Tropfen, die ein Rinnsal werden, und schließlich vielleicht ein umwälzender Fluss.

Dank

Ein aufrichtiges und herzliches Dankeschön an alle Frauen, die sich an der Studie beteiligt haben, und nicht zuletzt an meine Forschungsassistentin Farah: Wir haben gemeinsam ethnografische Forschung betrieben, obwohl sie ein mühsames Unterfangen ist in Zeiten von Krieg und Gewalt, die von fremden Mächten verursacht wurden. Farahs Einsichten haben meine Feldforschung bereichert. Vielen Dank an Mira Menzfeld und die anonyme Begutachtung für ihr kollegiales Feedback während der Entstehung dieses Artikels; danke an Caroline Jeannerat für das sorgfältige Redigieren. Das Projekt wurde finanziert durch den Social Science Humanities Council of Canada.

Literatur

- Azarbajani-Moghaddam, Sippi (2004) Afghan Women on the Margins of the Twenty-First Century. In: Donini, Antonio, Niland, Norah und Karin Wermester (Hg.) Nation-Building Unraveled: Aid, Peace and Justice in Afghanistan. Bloomfield, CT: Kumarian Press: S. 95-116
- Azoulay, Ariella (2013) Potential History: Thinking through Violence. *Critical Inquiry* 39 (3): S. 548-574.
- Beverly, John (1992) The Margins at the Center: On Testimonio (Testimonial Narrative). In: Smith, Sidonie und Julia Watson (Hg.) *De/colonizing the Subject: The Politics of Gender in Women's Autobiography*. Minneapolis: University of Minnesota Press: S. 91-114.
- Das, Veena (2007) *Life and Words: Violence and the Descent into the Ordinary*. Berkeley: University of California Press.
- Dossa, Parin (2014) *Afghanistan Remembers: Gendered Narratives of Violence and Culinary Practices*. Toronto: University of Toronto Press.

- Finnegan, Cara (2015) *Making Photography Matter: A Viewer's History from the Civil War to the Great Depression*. Illinois: University of Illinois Press.
- Hua, Ana (2005) *Diaspora and Cultural Memory*. In: Agnew, Vijav (Hg.) *Diaspora, Memory and Identity: A Search for Home*. Toronto: University of Toronto Press: S. 191-208.
- Jackson, Richard (2020) *War on Terrorism*. <https://www.britannica.com/topic/war-on-terrorism> [abgerufen am 16. Mai 2022].
- Mohsin, Saleha (2021) *US freezes Afghan Central Bank's Assets of \$9.5bn*. <https://www.aljazeera.com/economy/2021/8/18/us-freezes-afghan-central-banks-assets-of-9-5bn> [abgerufen am 16. Mai 2022].
- Ray, Krishnendu (2004) *The Migrant's Table: Meals and Memories in Bengali-American Households*. Philadelphia: Temple University Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1988) *Can the Subaltern Speak?* In: Nelson, Cary und Lawrence Grossberg (Hg.) *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana: University of Illinois Press: S. 271–313.
- Stephen, Lynn (2021) *Stories That Make History: Mexico through Elena Poniatowska's Crónicas*. Durham: Duke University Press.
- United Nations (2001) *Agreement on Provisional Arrangements in Afghanistan Pending the Re-establishment of Permanent Government Institutions (Bonn Agreement)*. <https://peacemaker.un.org/afghanistan-bonnagreement2001> [abgerufen am 16. Mai 2022].
- Zarowsky, Christina (2004) *Writing Trauma: Emotion, Ethnography, and the Politics of Suffering among Somali Refugees in Ethiopia*. *Culture, Medicine and Psychiatry* 28 (2): S. 189–209.

Parin Dossa ist Professorin für Kultur- und Sozialanthropologie und assoziiertes Mitglied des Instituts für Gender-, Sexual- und Frauenstudien an der Simon Fraser University in Burnaby, Kanada. Sie wurde auf drei verschiedenen Kontinenten ausgebildet: In Afrika, Europa und Nordamerika. Parin beschäftigt sich seit vielen Jahren mit Vertreibung und kritisch-feministischer Ethnographie. Ihre Forschung konzentriert sich auf die Schnittstelle zwischen sozialer Ungleichheit, Gesundheit, Geschlecht und sozialen Linderungsmöglichkeiten von Gewalterfahrungen.

Simon Fraser University Burnaby

Email: pdossa@sfu.ca